

Arnkil, Tom Erik

Institutionelle Barrieren intersubjektiv überwinden. Sorgenbezogene dialogische Verfahren in der Frühintervention Finnlands

Diskurs 14 (2004) 3, S. 57-65



Quellenangabe/ Reference:

Arnkil, Tom Erik: Institutionelle Barrieren intersubjektiv überwinden. Sorgenbezogene dialogische Verfahren in der Frühintervention Finnlands - In: Diskurs 14 (2004) 3, S. 57-65 - URN: urn:nbn:de:0111-opus-60024 - DOI: 10.25656/01:6002

<https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0111-opus-60024>

<https://doi.org/10.25656/01:6002>

in Kooperation mit / in cooperation with:



**Deutsches
Jugendinstitut**

www.dji.de/diskurs

Nutzungsbedingungen

Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Die Nutzung stellt keine Übertragung des Eigentumsrechts an diesem Dokument dar und gilt vorbehaltlich der folgenden Einschränkungen: Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use

We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document.

This document is solely intended for your personal, non-commercial use. Use of this document does not include any transfer of property rights and it is conditional to the following limitations: All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Kontakt / Contact:

peDOCS

DIPF | Leibniz-Institut für Bildungsforschung und Bildungsinformation

Informationszentrum (IZ) Bildung

E-Mail: pedocs@dipf.de

Internet: www.pedocs.de

Digitalisiert

Mitglied der


Leibniz-Gemeinschaft

Inhalt

- 3 Sibylle Hübner-Funk
PERSPEKTIVENWECHSEL INTERNATIONAL: NEUE ANSÄTZE
DER FAMILIEN-, KINDHEITS- UND JUGENDFORSCHUNG
- 9 Kerry Daly
»Negative spaces« in family theory Using culture as a lens
- 19 Martina Beham, Lieselotte Wilk, Ulrike Zartler und Renate Kränzl-Nagl
Wenn Eltern sich trennen Bewältigungsstrategien aus Kinder- und Partnersicht
- 28 Julia Brannen
Familienleben aus kindlicher Sicht Ein britisches Projekt zur Verbreitung von
Forschungsergebnissen durch Video
- 39 Margaret Carr
Wechsel des Blickwinkels Ein soziokulturelles Curriculum und die Erforschung der
frühen Kindheit in Neuseeland
- 49 Elly Singer und Dorian de Haan
»Zusammen machen«: Gemeinsamkeit herstellen und Konflikte
lösen Beobachtungen aus der niederländischen Kleinkindbetreuung
- 57 Tom Erik Arnkil
Institutionelle Barrieren intersubjektiv überwinden Sorgenbezogene
dialogische Verfahren in der Frühintervention Finnlands
- 67 Katharine D. Kelly und Tullio C. Caputo
»Straßenjugend« als Risikogruppe Ein Überblick zu den Forschungen im
englischsprachigen Kanada
- 76 René Bendit, Kerstin Hein und Andy Biggart
Delayed and negotiated autonomy Domestic emancipation of young Europeans
- 86 Torild Hammer und Helen Russell
What are unemployed young Europeans up to? A comparative analysis of
gender-specific differences in employment commitment

Institutionelle Barrieren intersubjektiv überwinden

Sorgenbezogene dialogische Verfahren
in der Frühintervention Finnlands¹

Tom Erik Arnkil

Strategien zur Frühintervention zu entwickeln, bedeutet nicht nur, sich auf Kinder, Jugendliche und ihre Familien einzustellen, sondern auch, gegen die mangelnde Kooperation des in einzelne Arbeitsfelder gegliederten professionellen Systems anzugehen. Grenzüberschreitungen sind erforderlich. Der Alltag von Kindern und Familien muss in den Mittelpunkt gerückt werden, und ausgehend davon sind die professionellen Maßnahmen zu planen. Der STAKES-Ansatz berücksichtigt die unterschiedliche Stellung der einzelnen Akteur/innen und ihre entsprechenden subjektiven Sorgen. Es werden Möglichkeiten zur Thematisierung subjektiver Sorgen sowie Verfahren zur Verringerung dieser Sorgen vorgestellt. Dialogische Methoden zur Grenzüberschreitung innerhalb und zwischen den fachlichen und den persönlichen Netzwerken der Betroffenen werden beschrieben, wobei der Schwerpunkt auf der speziellen Methode der »Erinnerung an die Zukunft« liegt.

Trifft man auf einen jungen Menschen in Schwierigkeiten, so gibt es immer Fachleute, die sagen: »*Das haben wir kommen sehen, das hat sich schon im Kindergarten bzw. in der Schule abgezeichnet*«. Könnte also etwas getan werden, *noch bevor* die Situation letztlich unhaltbar wird? Die Förderung der Frühintervention ist Teil des staatlichen Wohlfahrtsentwicklungsprogramms 2004–2007 in Finnland. Die im Folgenden beschriebenen Methoden wurden bei einer Reihe von netzwerkorientierten Projekten entwickelt, die vor nunmehr fast zwanzig Jahren (1986) begannen. Zur Zeit werden landesweite Ausbildungsprogramme implementiert und Kontrollerhebungen durchgeführt.

Grenzüberschreitung

Wie auch in anderen westlichen Staaten sind Finnlands öffentliche Dienste fachspezifisch in »versäulte Organisationen« gegliedert. Vertikal ist die Spezialisierung stark ausgeprägt, wohingegen horizontale, fach-



übergreifende Strukturen praktisch nicht existieren. Der beschleunigte Modernisierungsprozess hat zu einer Differenzierung der gesellschaftlichen Systeme und zur Entstehung von fragmentierten Subsystemen geführt, die ihre jeweils spezialisierten und untereinander relativ unverbundenen Codes verwenden (vgl. Luhmann 1986). Die Begegnung zwischen den »Lebenswelten« der Bürger/innen und den fachspezifischen Systemen gestaltet sich zunehmend schwieriger, da letztere fragmentiert sind, erstere aber nicht. Deshalb versucht unser Team, Verfahren und Strukturen zur *Grenzüberschreitung* innerhalb des fachlichen Systems einerseits und zwischen den fachlichen Systemen und den persönlichen Netzwerken der Menschen andererseits zu entwickeln.

Neben den kinder- und familienbezogenen Diensten konzentrieren wir uns auf die Arbeit mit Langzeitarbeitslosen. Sowohl in die Arbeitsprozesse mit Kindern und/oder Familien als auch in jene mit Arbeitslosen sind Fachkräfte und Nicht-Fachkräfte aus verschiedenen Richtungen eingebunden. Wir versuchen, dialogisch orientierte Praktiken und Netzwerkstrukturen zur Grenzüberschreitung zu entwickeln. In diesem Kontext siedeln wir auch unsere Verfahren der Frühintervention an.

Die Mitglieder unseres Teams kommen aus den Bereichen Soziologie, Psychologie, Familientherapie, Sozialarbeit, Sozialpolitik und Bildung. Unser Ansatz wird aus vier Hauptquellen gespeist: aus der Soziologie der postmodernen Gesellschaft (z. B. Beck 1986; Foucault 1980; Latour 1993; Luhmann 1986), aus der kulturhistorischen Schule der Psychologie (z. B. Vygotsky 1972), aus therapie- und sozialarbeitsbezogenen Netzwerkkonzepten (system- und ressourcenorientierten Fachtheorien) und aus Bachtins Dialogtheorien (Bachtin 1986). Unsere Arbeit ist praxisorientiert; die Erforschung des Praxisalltags dient der Unterstützung innovativer Praktiken.

Frühintervention zur Förderung eines selbstbestimmten Lebens (Empowerment)

Der Begriff »Frühintervention« ruft gemischte Gefühle hervor – zumindest in Finnland. Einerseits »wissen alle«, dass Intervention bei einem gefährdeten Kind aus Sorge und Mitgefühl entsteht, da das Unterlassen der Intervention einer Vernachlässigung gleichkäme. Andererseits herrscht »allgemein« die Meinung vor, dass die Privatsphäre der Menschen zu respektieren sei. Die Bezeichnung »Frühförderung« weckt schon positive-

re Gefühle². Niemand will jedoch von »Frühkontrolle« sprechen. Trotzdem stellen Förderung und Kontrolle (bzw. Hilfe und Kontrolle) keine Gegensätze dar. Hilfe und Förderung können – genauso wie Kontrolle – sowohl selbstbestimmungsfördernd als auch unterdrückend wirken. Hilfe zur Selbsthilfe macht die Adressaten nicht hilflos, wohingegen unterdrückende Hilfe die Adressaten abhängig macht.

Ziel ist es, die Situationskontrolle durch die Beteiligten selbst zu erhöhen, d. h. den betroffenen Personen, Familien und Netzwerken im Sinne von *Empowerment* Strategien und Maßnahmen an die Hand zu geben, mit denen sie Verschlechterungen ihrer Lebensbedingungen abwenden können. Deshalb soll die Frühintervention eher auf die vorhandenen Stärken als auf die Schwächen abzielen. In einem größeren Zusammenhang kann die Frühintervention die Randständigkeit von Kindern und Familien positiv beeinflussen.

Der Begriff »Empowerment« lässt sich nicht auf Kontexte außerhalb von Machtverhältnissen übertragen. Aber wie schon Barbara Cruikshank (1999) feststellte, ist *liberal governance* auf in Aussicht gestellte Freiheiten aufgebaut und will daher Kontrollverfahren vermeiden, die derartige Aussichten beeinträchtigen. Deshalb ist *Hilfe zur Selbsthilfe* das angestrebte Ideal, bei dem den Bürger/innen geholfen werden soll, sich selbst zu kontrollieren. Michel Foucault (1980) meinte, dass Macht auch produktiv sei und dass beim Fördern von sich selbst lenkenden Bürger/innen diese zu fähigen Subjekten werden. »Frühintervention« ist Führungs- bzw. Kontrollarbeit, um *sowohl* soziale Unruhen und Kosten (für später notwendige Rehabilitations- bzw. Korrekturmaßnahmen) *als auch* Not und Ausgrenzung von Einzelpersonen und Familien zu vermeiden.

Schwerpunkt: Lebensalltag

Fachkräfte fragen sich oft, wann und wo sie eingreifen sollen, d. h., sie würden mehr oder weniger *objektive Kriterien* der Frühintervention begrüßen. Zwar gibt es Klassifikationen, die ihnen helfen festzustellen, wie den Bedürfnissen von Kindern entsprochen wird, doch können die gleichen Fakten unterschiedliche »Alarmstufen« bei unterschiedlichen Fachkräften hervorrufen. Einige arbeiten am kritischen Ende des Kontinuums, wo sie Kinder, Jugendliche und Familien in äußerst schwierigen Situationen antreffen. Andere arbeiten in einem Kontext, wo solche Krisen eher die Ausnahme sind, etwa in Tagesbetreuungseinrichtungen und

Diese neue Dimension an Komplexität, d. h. dieses System der *mehrfach betreuten Familie*, ist etwas, das nicht durch weitere Spezialisierungsschritte aufgehoben werden kann.

Schulen. Einige, wie z. B. Sozialarbeiter/-innen, lernen die ganze Familie kennen, wohingegen andere vielleicht nur ein einziges Familienmitglied treffen und von den sonstigen Familienmitgliedern gar nichts wissen. Einige sehen ihre Klientinnen und Klienten häufig und regelmäßig, andere eher selten. Deshalb wäre es sinnlos, *einheitliche* Verfahren der Frühintervention zu entwickeln. Zielführender ist es, den spezifischen Kontext aller Institutionen, Disziplinen und Fachkräfte zu berücksichtigen. Jede Institution oder Berufsgruppe hat ihre *Grundaufgaben*, und die einzelnen Praktiker/-innen haben ihre *spezifischen Kontakte* mit den Betroffenen – da letztere eben keine identischen »Fälle« sind.

Kinder, Jugendliche und Familien befinden sich im Schnittpunkt verschiedener Fachaufgaben. Kindliche Lebenslagen können locker mehr Fachkräfte als Familienmitglieder auf den Plan rufen. Familien in mehrfach problematischen Situationen (*»multi-problem situations«*) werden zu mehrfach betreuten Familien (*»multi-agency families«*), wie Imber-Black (1988) betont. Statt über diese Problemfamilien zu sprechen und die Probleme innerhalb der Familie anzusiedeln, sollten wir uns der Komplexität bewusst sein, die entsteht, wenn das differenzierte Fachsystem auf Familien mit vielfältigen Bedürfnissen trifft. Diese neue Dimension an Komplexität, d. h. dieses System der *mehrfach betreuten Familie*, ist etwas, das nicht durch weitere Spezialisierungsschritte aufgehoben werden kann.

Jede Fachkraft nähert sich der Familie und ihren Mitgliedern aus einer speziellen Perspektive. Diese ermöglicht natürlich eine fachgerechte Problemlösung; andererseits ist eine noch so korrekte fachliche Maßnahme von geringem Nutzen, wenn sie nicht der Lebenswelt der Betroffenen entspricht. Die fachliche Maßnahme allein ergibt keinen Bezugspunkt; dieser muss erst im Lebens-

zusammenhang der Betroffenen gefunden werden. Das im Umfeld von Kindern, Jugendlichen und Familien angesiedelte Fachsystem läuft daher ständig Gefahr, die lebensweltlichen Bezugspunkte aus den Augen zu verlieren und für seine Aufgaben zu vernachlässigen. Wie Imber-Black (1988) feststellt, besteht die Vorstellung professioneller psychosozialer Arbeit darin, sämtliche Probleme zu erkennen und die Bezugspunkte zu verdeutlichen.

Familien können durchaus von mehreren Fachleuten betreut werden, die jeweils versuchen, Probleme von ihrem eigenen Blickwinkel aus zu definieren. Stellen die Maßnahmen jedoch keinen Bezug zu den Ressourcen der Betroffenen her und bieten sie auch keine Hilfe zur Selbsthilfe, so haben sie kaum Aussichten auf Erfolg. Die davon losgelöste Einzelperson oder Familie hat aber vielleicht auch keinen Zugang zu allen notwendigen Ressourcen, selbst wenn sie mit dem Fachsystem zusammenarbeitet. Hier kommt den *persönlichen Netzwerken* der Betroffenen eine zentrale Bedeutung zu.

Generell besteht die Aufgabe der psychosozialen Arbeit darin, einen Dialog zwischen den fachlichen Netzwerken einerseits und den persönlichen Netzwerken der Betroffenen andererseits herzustellen. Die Lebenswelt der Betroffenen und ihre sozialen Beziehungen bilden den Mittelpunkt, von dem die fachliche Arbeit planvoll auszugehen hat.

Subjektive Sorgen als Wegweiser

Die Perspektiven der Fachkräfte (wörtlich: die *Bildausschnitte*, die sie sehen) hängen von ihren Grundaufgaben und ihren Verbindungen zu dem gegebenen »Fall« ab. Was sie von ihren Blickwinkeln aus sehen, ist stark von ihrer Fachausbildung, Erfahrung und der eigenen Lebensgeschichte beein-

flusst. Es ist daher auch unwahrscheinlich, dass zwei Fachleute beim Anblick der gleichen objektiven Fakten zu denselben Schlussfolgerungen gelangen, denn es gibt wohl genauso viele Interpretationen einer Situation, wie es Interpretierende gibt. Ist die Situation alarmierend, herrscht das Verlangen nach einer abgestimmten Interpretation vor. Je alarmierender die Lage ist, umso stärker wird der Wunsch nach einer gemeinsamen Sichtweise. Genau dann entsteht das Verlangen nach so unumstrittenen und überzeugenden objektiven Kriterien, dass die einzelnen Meinungen auf eine gemeinsame Linie gebracht werden können. Die gleiche Sichtweise zu teilen, setzt jedoch voraus, dass die Betrachter genau den gleichen Blickwinkel und genau die gleichen »Seh-hilfen« für ihre Beobachtungen teilen. Dies ist jedoch unmöglich.

Wie alle Menschen betrachten auch professionelle Helfer/innen das, was sie sehen, subjektiv und unter Bezugnahme auf ihre eigenen Tätigkeiten. Laut Galperin (1969) sehen die Menschen die Welt nicht als miteinander in Interaktion stehende Teilsysteme, sondern als potenzielle eigene Aktionsfelder – und dies ist subjektiv auch wesentlich, um dem Ganzen einen Sinn zu geben. Subjekte benutzen kognitive, emotionale und moralische Orientierungshilfen, indem sie ständig – und stillschweigend – die nächsten Geschehnisse in den potenziellen Aktionsfeldern vorwegnehmen. Shotter (1993) hat darauf hingewiesen, dass neben dem äußeren Wissen um das Was und Wie (d. h., was etwas ist und wie damit umzugehen ist) die Menschen noch über ein Wissen dritter Art verfügen, nämlich ein *Wissen »von innen«* – d. h., sie wissen innerhalb von Beziehungen, was diese Beziehungen sind.

Wenn sie mit Kindern, Jugendlichen und Familien in Beziehung treten, bemerken die Fachkräfte z. B. emotionale Zeichen, die ihnen »mitteilen«, wie diese Beziehungen sind

und was in diesen Beziehungen geschieht. Wenn sie besorgt sind, findet vielleicht etwas Ungewolltes darin statt. Die grundlegende Frage ist daher: »Was passiert mit dem Kind, wenn ich so fortfahre wie bisher?« Subjektive Sorgen stehen somit im Zusammenhang mit konkreten Beziehungen und erfahrenen Möglichkeiten. Das heißt, es geht hier nicht allein um die »Innenwelt« der jeweils agierenden Fachkräfte, noch geht es einzig um die jeweils betroffenen Kinder/Jugendlichen/Familien. Ich möchte dies anhand einer von unserem Team entwickelten grafischen Darstellung verdeutlichen.

Zonen subjektiver Sorgen

Mit Hilfe des folgenden Verfahrens werden subjektive Sorgen in Bezug auf Kinder und Jugendliche in mehrere Zonen eingeteilt. Links befindet sich die sorgenfreie Zone, gefolgt von zwei Zonen mit »kleinen Sorgen«. Rechts befinden sich zwei Zonen mit »großen Sorgen«. In der Mitte haben wir zwei Grauzonen, in denen Verwirrung herrscht und alles unklar ist.

Keine dieser sieben Zonen ist »objektiv« in dem Sinne, dass die Lebenslage eines Kindes oder Jugendlichen tatsächlich in eine dieser Kategorien fällt. Ein und dieselbe Person könnte von der einen Fachkraft als kaum besorgniserregend, von der anderen aber als überhaupt nicht besorgniserregend beurteilt werden.

Die Fachpraxis in Finnland – von der Kinderbetreuung bis zur Psychiatrie, von der Polizei bis zum Lehrpersonal an Schulen – findet es sehr einfach, mit Hilfe dieses Einschätzungsverfahrens zu kommunizieren. Wir glauben, das ursächliche »Geheimnis« liegt darin, dass dieses Instrument die Fachkräfte nicht zwingt, sich auf gemeinsame objektive Bewertungskriterien zu einigen. Die Lehrerin mag vielleicht wesentlich »früher« alarmiert sein als etwa ein Jugendarbei-

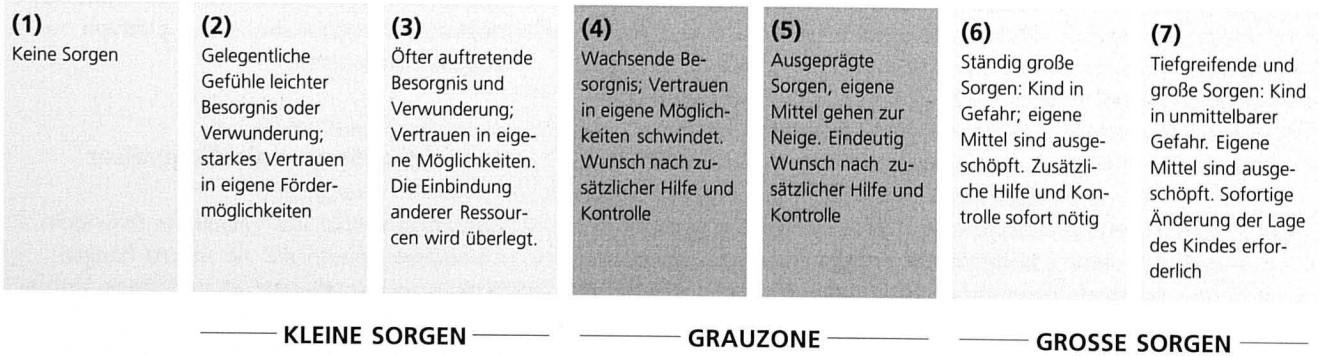


Abbildung 1: Zonen der bei Fachkräften für kindliche Lebenslagen entstehenden Sorgen

ter; beide müssen sich aber nicht wegen der »korrekten Beurteilung« in die Haare geraten. Sie lernen vielleicht sogar, die jeweils abweichende Position ihres Gegenübers zu schätzen.

Da wir mehr über die Verteilung der subjektiven Sorgen-Urteile wissen wollten, baten wir 1.556 Fachkräfte aus den verschiedensten Wohlfahrtsbereichen – Schulen, Kindertagesstätten, allgemeinen Gesundheitsdiensten, psychischen Gesundheitsdiensten, Sozialhilfeeinrichtungen, Schulberatung, Jugendarbeit, Familienberatung, Suchtbehandlungszentren, Therapie, Seelsorge, Polizei sowie aus einem Zentralkrankenhaus und lokalen Nichtregierungs-Organisationen aus zwei Regionen Finnlands –, anonym und ohne Angaben über die betroffenen Personen zu beurteilen, wie sie die Lage eines bestimmten Kindes/Jugendlichen aufgrund ihrer Beziehungen im Verlauf eines zweiwöchigen Zeitraums sahen. Insgesamt wurden von den Expert/innen 29.976 Begegnungen bewertet, indem einfach nur die jeweils passende Zone für jede Begegnung angekreuzt wurde: Etwa 66 % der Einträge befanden sich in der »sorgenfreien« Zone, etwa 25 % in der für »kleine Sorgen« vorgesehenen Zone, etwa 8 % in der Grauzone und 1,5 % in der für »große Sorgen« reservierten Zone.

Die sorgenfreie Zone wurde also überraschend oft angegeben. Die Fachleute schienen mit der Situation und ihren eigenen Möglichkeiten in zwei Dritteln der Begegnungen zufrieden zu sein. Die 25 % der Begegnungen, die als wenig besorgniserregend eingestuft wurden, deuteten darauf hin, dass die Möglichkeiten zur Frühintervention bei Situationen, wo noch viele Ressourcen zur Verfügung stehen, groß sind. Die »Grauzone« war relativ bedeutsam, wenn man bedenkt, wie belastend unsichere Beziehungen sind. *Hier wird viel Energie verpulvert.* Die Zone, in der »große Sorgen« herrschen, ist zu bewältigen, wenn es vor Ort klare Strukturen für die Krisenarbeit gibt. Ist dem nicht so, gerät bei jeder entstehenden Krisensituation das System selbst in die Krise.

Instrumente zur Sorgenminderung

Der Maßnahmenkatalog, der von unserem Team gemeinsam mit Praktikerinnen und Praktikern erstellt wurde, besteht aus drei Teilen: 1) Dialoge bei wenig besorgniserregenden Situationen, 2) Verfahren zum dialogisch orientierten Aufgreifen von Sorgen und 3) Dialoge für die Grauzone der Besorgnis. Wir entwickeln keine Verfahren für den Umgang mit großen Sorgen, da dort bereits ausgezeichnete Netzwerke und dialogisch ausgerichtete Praktiken bestehen und wir mit den jeweiligen Teams eng zusammenarbeiten. Dieser Ansatz kommt dem des »offenen Dialogs« (vgl. Seikkula et al. 2003) und dem der »Familien-Gruppen-Konferenz« (vgl. Marsh/Crow 1998) am nächsten. Unser Team bildet Ausbilder/innen aus, die wiederum die Fachkräfte in ihren jeweiligen Gemeinden ausbilden. In diesem Jahr werden von uns zwei Handbücher herausgegeben, ein Handbuch über die Funktionen von Dialogmanagement (Arnkil/Eriksson 2005) und ein anderes zur Ermutigung, systematisch Sorgen der Expert/innen aufzugreifen (Eriksson/Arnkil 2005). Wir haben auch gute »sorgen-

mindernde Praktiken« durch Gruppendiskussionen mit Vertreter/innen aller psychosozialen Fachrichtungen erfasst. Das demnächst erscheinende Handbuch betont Verfahren für gute Gespräche, in denen insbesondere das stillschweigend vorhandene Fachwissen reflektiert wird.

Aufgreifen von Sorgen: frühe Dialoge mit Betreuungspersonen

Die Frühintervention kann folgendermaßen gesehen werden:

- als ein Eingreifen in die eigenen subjektiven Sorgen, lange bevor wir uns eingekreist fühlen und nur noch *einen* Handlungsausweg sehen;
- als eine alternative Vorgehensweise bei noch immer ausreichend vorhandenen Ressourcen, auf die wir zurückgreifen können;
- als ein Eingreifen, ehe die Kinder oder Jugendlichen »zu viele Türen« zugeschlagen haben;
- als Sofortintervention (innerhalb weniger Tage) bei Krisensituationen, in denen sich kurzzeitig die einzigartige Möglichkeit bietet, das eigene Leben und die eigene Tätigkeit neu zu bewerten.

Wenn wir Eltern oder Betreuungspersonen vorladen, um sie zu kritisieren, ist es höchst unwahrscheinlich, dass sie darauf mit einem Angebot zur Hilfestellung antworten. Es ist deshalb entscheidend, dass der *Blickwinkel gedreht* wird. Die helfende Fachkraft braucht Hilfe, um dem Kind zu helfen, und die Eltern und sonstigen Vertrauenspersonen sind dafür die wichtigste Quelle. Unser Ausbildungsprogramm zeigt den Fachkräften, wie sie ihre Besorgnisse äußern können, um die (private/n) Betreuungsperson/en ehrlich um Hilfe bei der Verringerung ihrer Sorgen zu bitten, d. h., um zu versuchen, im Interesse des Kindes eine Allianz zu schmieden.

Dieser umgekehrte Ansatz wird durch »aktive Vorwegnahme« unterstützt. Als Faustregeln gelten:

- die eigenen Sorgen betrachten und überlegen, wo wirklich die Hilfe der Eltern erforderlich ist;
- den richtigen Zeitpunkt und Ort überlegen, an dem die Sorgen mit der/den Betreuungsperson/en aufgegriffen werden;
- sich Ausdrucksformen zurechtlegen, mit denen um Hilfe gebeten wird und es gleichzeitig zu keinen Vorwürfen oder Verschlechterungen des Gesprächsklimas kommt;

Der Trick dabei ist, den Schwerpunkt zu verlagern, und zwar weg von den Versuchen, das Verhalten der Person/en (Eltern) zu ändern, hin zu Versuchen, Hilfe (von den Familienmitgliedern) zu erhalten, um dem Kind professionell helfen zu können.

- vorausdenken, was passiert – wer wie reagiert –, wenn wie geplant vorgegangen wird;
- den Ansatz neu formulieren, wenn er sich nicht gut »anfühlt«;
- sich so ausdrücken, dass der Dialog mit den Betreuungspersonen aufrecht erhalten werden kann;
- falls ein respektvoller Ansatz gefunden wurde, den ersten Schritt tun und die Sorgen im geeigneten Augenblick und Rahmen aufgreifen;
- warten, was passiert, und darüber nachdenken;
- falls sich die Eltern/Betreuungspersonen beleidigt fühlen, sich unbedingt entschuldigen und erklären, dass ihre Hilfe gebraucht wird, um dem Kind helfen zu können.

Der Trick dabei ist, den Schwerpunkt zu verlagern, und zwar weg von den Versuchen, das Verhalten der Person/en (Eltern) zu ändern, hin zu Versuchen, Hilfe (von den Familienmitgliedern) zu erhalten, um dem Kind professionell helfen zu können.

Die Kontrollbefragung ergab, dass in der Mehrzahl unserer 277 aufgezeichneten Fälle die Eltern zuerst etwas verärgert waren, viele auch jedweden Anlass zur Sorge in Abrede stellten und doch bei der gleichen Sitzung ein »reinigendes Gefühl« der Erleichterung empfanden. Die Betroffenen fühlten nämlich, dass ein Neubeginn möglich sei. Vielleicht hatten die Eltern selbst ein eigenartiges Gefühl gehabt, wenn sie an *Kommendes*

dachten und ihre Innensicht der Dinge heranzogen, und nun wurden ihre Gefühle validiert. Vielleicht hatten die Fachleute auch versucht zu signalisieren, dass es keinen Anlass zur Sorge gebe, während ihre Körpersprache weiterhin wachsende Ängste signalisierte.

Lokale und thematische Konferenzen

Für die Zone der »geringen Sorgen« gibt es zwei grundlegende Dialogstrukturen im Netzwerk. Die erste Dialogstruktur ist für Situationen bestimmt, wo die kleinen Sorgen nicht artikuliert werden, wo also das *Thema* nicht klar ist. Die zweite dient dazu, Aktionen für ein bereits artikuliertes Thema zu planen. Bei der »Präventivarbeit« ist es schwer festzustellen, wer zusammenarbeiten soll, da es kein offensichtliches Arbeitsziel gibt. Wenn aber das Ziel nicht klar definiert ist, fällt die Entscheidung, welche Akteure sich treffen und gemeinsam agieren sollen, äußerst schwer.

Gibt es geringe nicht artikuliert Sorgen, kann ein(e) Akteur(in) – etwa eine Lehrerin oder ein Sozialarbeiter bzw. jemand aus einem anderen Handlungsfeld – ein Treffen einberufen, zu dem all jene eingeladen werden, deren Stimmen gehört werden sollen, um herauszufinden, ob ein Thema der Frühintervention vorliegt, das alle Akteure vereinen könnte. Das Treffen – »Lokalkonferenz« genannt – wird durch zwei Netzwerkmanager/-innen strukturiert. Sie erleichtern die Diskussion, indem sie Fragen stellen und öffentlich Notizen machen. Sprechen und Zuhören wird so getrennt, dass jede/r Sprechende die Möglichkeit hat, laut zu denken, und die anderen die Möglichkeit haben, ihre Eindrücke in einem inneren Dialog zu verarbeiten.

Die Grundfragen lauten:

- Haben Sie bei Kindern und Jugendlichen dieser Gegend positive Vorgänge bemerkt, also etwas, das unterstützt werden sollte?
- Haben Sie besorgniserregende Vorgänge bemerkt, also etwas, dem eher Einhalt geboten werden sollte?
- Was könnten Sie tun, um zu helfen und/oder zu kontrollieren?
- Was passiert, wenn Sie das tun; wer reagiert dann wie?

Zur Aktionsplanung für ein vorhandenes Thema werden Treffen – so genannte »Themenkonferenzen« – einberufen. Auch hier gibt es zwei Diskussions-Mediatoren, und wieder wird Sprechen und Zuhören getrennt.

Die Grundfragen lauten:

- Ein Jahr ist vergangen, und in diesem Bereich (Thema X) läuft es recht gut. Was macht Sie dabei besonders glücklich?
- Was haben Sie getan, um diese positive Entwicklung herbeizuführen – und wer hat Sie wie unterstützt?
- Was hat Ihnen »vor einem Jahr« in diesem Bereich (Thema X) Sorgen gemacht – und was hat diese Sorgen gemindert?

Abschließend werden »gemeinsame Aktionen« besprochen. Da diese Methode mit einem speziellen *in die Zukunft gerichteten Dialog* arbeitet, der auch für Situationen der Grauzonen eingesetzt wird, soll dieser Ansatz hier eingehender erläutert werden.

»Erinnerung an die Zukunft«: Aufbrechen der Grauzone im Sorgenbereich

Wenn unsere Besorgnis steigt, wissen wir vielleicht nicht, was dahinter steckt. Wir glauben, dass wir übertreiben oder überreagieren, und fragen uns, was die anderen Fachkräfte tun – oder ob sie überhaupt etwas tun. Das ist der Punkt, wo »sichtbar« bzw. fühlbar wird, dass die Art, wie *ich meine* Grundaufgaben erfülle, davon abhängt, wie *andere die ihren* erfüllen – und dass die Art, wie sie es tun, meine Möglichkeiten der wirkungsvollen Arbeit beeinflusst. In einem multidisziplinären Umfeld hat niemand die unmittelbare Kontrolle über die Aktionen anderer Akteure. In der »sorgenfreien« Zone läuft alles glatt, weil eben alle ohne Rücksicht auf ihre jeweilige *Aufgabenteilung* agieren können. Sogar in der Zone der »kleinen Sorgen« kann die generelle Arbeitsteilung quasi ein »Hintergrundgeräusch« bleiben, das es den einzelnen Praktiker/innen nach wie vor erlaubt, sich auf ihre jeweiligen Aufgaben zu konzentrieren. In der Grauzone hingegen werden die Aktionen der Fachkräfte zu wechselseitigen *Störfaktoren*.

Wenn das System der Fachdisziplinen auf postmoderne, mehrdeutige Familienstrukturen und Lebensformen trifft, besteht die Gefahr, dass es die angetroffenen Interaktionsmuster übernimmt. Bei komplexen Situationen der Kinder kann es auch unter den Vertreter/innen der Fachpraxis zu Vorwürfen, Dominanz, Einschüchterung, Ausgrenzung, wechselnden Allianzen gegen Dritte etc. kommen. Die Fachkräfte laufen also Gefahr, ihre eigenen Interaktionen immer mehr jenen problematischen Interaktionen anzugleichen, die das Kind selbst erlebt und aus denen es eigentlich befreit werden soll.

Der Kern solcher *isomorphen* Prozesse, wo sich Partner immer ähnlicher werden (vgl. Schwartzmann/Kneifel 1985), ist eine im Grunde positive und wesentliche Dimension der psychosozialen Arbeit. Das gegenseitige Verständnis hängt stark von der *Empathie* ab, d. h. von der Fähigkeit, sich *mit der anderen Person zu identifizieren*. Wir können fühlen, wie die andere Person fühlt. Andererseits kann eine solche Identifikation aber dazu führen, dass wir einander immer *ähnlicher* werden.

Die Grauzone im Sorgenspektrum – mit ihren endlosen und zumeist sinnlosen Be-

mühungen, die Leute zu mobilisieren, die Situation in den Griff zu bekommen und die eigenen Sorgen zu mindern – macht einen nach und nach kaputt. Die Verschlan-
kung der sozialen Dienste – d. h. Ausgaben-, Aufsichts- und Personalkürzungen, wachsende Fallzahlen pro Person, weniger Zeit für die einzelnen Betroffenen etc. – machen überdies das System noch anfälliger für isomorphe Prozesse.

Im Folgenden möchte ich auf eine praktische Methode eingehen, die wir »Erinnerung an die Zukunft« genannt haben und mit deren Hilfe wir versuchen, diese Prozesse einzuschränken und Möglichkeiten der Zusammenarbeit wiederherzustellen. Wesentlich ist dabei, die Lebenswelt des Kindes bzw. Jugendlichen und seiner Familie in den Mittelpunkt zu rücken und die Zusammenarbeit von diesem Bezugspunkt aus zu planen. Die problemorientierte Interaktion, welche die Netzwerke in die Sackgasse geführt hat, sollte dabei auf keinen Fall reproduziert werden.

Eine über die familieninterne Situation eines Kindes besorgte Sozialarbeiterin betrieb mit Zustimmung der Eltern eine »Netzwerk-konferenz« ein. Die Eltern beschlossen, das Kind nicht mitzubringen, brachten statt dessen aber ihre jeweiligen *Mütter* mit. Anwesend waren auch verschiedene Fachkräfte (insgesamt 10), die an der Betreuung und Kontrolle der Familie beteiligt waren und mit Einverständnis der Eltern ebenfalls eingeladen wurden. Das Treffen vereinte all jene Personen, die seit Jahren voneinander unabhängig ihr Bestes getan hatten, doch zunehmend besorgt über die Lage des Kindes/Jugendlichen und die Aktionen der anderen waren.

Zwei Dialogmanager wurden hinzugezogen, um den Gesprächsverlauf zu organisieren. Sie erklärten den Sinn und Zweck der Trennung von Sprechen und Zuhören, der darin besteht, umfassende innere Dialoge zu ermöglichen; und sie erklärten auch, dass sie die Familienmitglieder und Praxisfachleute zur »guten Zukunft« befragen würden. Weiter erläuterten sie, dass dies deshalb geschehe, um Punkte für einen gemeinsamen Aktionsplan herauszuarbeiten. Die Mediatoren setzten die Familiengruppe (Elternpaar plus Großmütter) an einen Tisch und die Fachkräfte an einen zweiten Tisch. Ein Mediator setzte sich zur Familiengruppe, der andere zu den Fachkräften. Die Familiengruppe wurde zuerst befragt.

Der erste Dialogmanager bat die Eltern und Großmütter einzeln, laut über folgende hypothetische Situation nachzudenken:
»Nehmen wir an, ein weiteres Jahr ist vergangen. In der Familie laufen die Dinge nun gut; die Lage

Die Fachkräfte laufen Gefahr, ihre eigenen Interaktionen immer mehr jenen problematischen Interaktionen anzugleichen, die das Kind selbst erlebt und aus denen es eigentlich befreit werden soll.

des Kindes ist besser geworden. Wie sieht das jetzt aus Ihrer Perspektive aus?» »Worüber sind Sie besonders glücklich?« Der Mediator half den Familienmitgliedern, sich in diese hypothetische Zukunft zu versetzen, indem er sie zu konkreten alltäglichen Dingen befragte. Hin und wieder zitierte er zusammenfassend, was gerade gesagt worden war, und hielt sich dabei sorgsam an die von der Familie verwendeten Ausdrücke. Er fragte: *»Habe ich Sie richtig verstanden, als Sie sagten ...?«* Das Aufgreifen der beim lauten Denken geäußerten Gedanken sollte den Betroffenen bei ihren Überlegungen helfen und unterstreichen, dass es die erklärte Absicht dieser Sitzung war, jedem Einzelnen genau zuzuhören.

Nachdem die jeweiligen Ansichten über eine »gute Zukunft« gehört worden waren, stellte der Dialogmanager (noch immer unter der hypothetischen Annahme, dass ein Jahr vergangen sei) den einzelnen Familienmitgliedern die Frage: *»Was haben Sie getan, um diese Entwicklung zum Guten zu ermöglichen, und wer hat Ihnen wie geholfen?«* Mit dieser Frage wurden der aktive Beitrag und das unterstützende Netzwerk thematisiert.

Die dritte Runde am Familientisch wurde durch folgende Frage eröffnet: *»Worüber haben Sie sich vor einem Jahr Sorgen gemacht, und was hat Ihre Sorgen gemindert?«* Auf diese Weise konnten vorhandene Sorgen aus einem weniger belastenden – da zukünftigen – Blickwinkel betrachtet

werden. Der Prozess, Überlegungen auszusprechen, wurde vom Mediator dadurch erleichtert, dass er das Gesagte zitierend zusammenfasste und nachfragte, ob die Meinungen der Familienmitglieder korrekt verstanden worden waren. Die Sichtweise der Familie auf eine gute nahe Zukunft wurde nun der Fixpunkt für einen konstruktiven Aktionsplan. Die Grundelemente der verbesserten Situation wurden auf einem für alle sichtbaren Flipchart skizziert. Die Familienmitglieder wurden gebeten, diese Notizen bei Bedarf zu korrigieren.

Der zweite Mediator begann nun, die Praxisfachleute zu befragen. Es wurden ihnen einzeln jeweils zwei Fragen gestellt, während die anderen, auch die Familienmitglieder, den Kommentaren zuhörten: *»Wie Sie gehört haben, läuft nun, nachdem ein Jahr vergangen ist, in der Familie alles gut. Was haben Sie getan, um diese Entwicklung zum Guten zu fördern?«* *»Worüber haben Sie sich vor einem Jahr Sorgen gemacht, und was hat Ihre Sorgen gemindert?«* Auch bei den Fachkräften wurde der Prozess des Aussprechens von Gedanken und Überlegungen durch kurze zitierende

Die den Familien und ihren Netzwerken gestellten Fragen lauten:

- Ein Jahr ist vergangen, und die Dinge laufen recht gut. Wie laufen sie für Sie? (Worüber sind Sie besonders glücklich?)
- Was haben Sie getan, um diese positive Entwicklung herbeizuführen – und wer hat Ihnen wie geholfen?
- (Worauf können Sie – zumindest heimlich – stolz sein?) Worüber haben Sie sich »vor einem Jahr« Sorgen gemacht, und was hat Ihre Sorgen gemindert?

Die den Fachkräften gestellten Fragen lauten:

- Wie Sie gerade gehört haben, läuft es in der Familie recht gut. Was haben Sie getan, um diese Entwicklung zum Guten zu fördern – und wer hat Ihnen dabei wie geholfen?
- Worüber haben Sie sich »vor einem Jahr« Sorgen gemacht, und was hat Ihre Sorgen gemindert?

Vor Abschluss der Sitzung wird die weitere Koordination besprochen:

- Wer macht als Nächstes was mit wem? Ist ein Folgetreffen nötig?
- Wer übernimmt die »Leitung«?

Mit dieser Methode soll Folgendes bewirkt werden:

- *Polyphonie* (aller Stimmen, die gehört werden und wechselseitig einen Widerhall finden müssen)
- *Plausibler Optimismus* (die Zukunftshoffnungen und -sorgen jeder Person werden von allen anderen gehört und verstanden)
- *Empowerment* (allein schon, dass Leute einem zuhören, ist eine Form von Empowerment)
- *Persönliches Engagement* (alle können ihre eigenen Aktionen und Interessen innerhalb der gemeinsamen Tätigkeit sehen)
- *Koordination* (eine persönliche Perspektive für die einzelnen Akteure: wie stelle ich durch meine Aktionen eine Verbindung zur Lebenswelt und zum Wohlergehen der Familie her?)

Zusammenfassungen unterstützt. Nach dieser Runde wurden die Fachmeinungen über hilfreiche Maßnahmen auf das Flipchart notiert (und, wenn gewünscht, korrigiert), gefolgt von einer Diskussion darüber, ob alle Anwesenden den im Entstehen begriffenen Plan mittragen könnten. Danach wurden Vereinbarungen über die nächsten Schritte und Folgesitzungen getroffen. Die Sitzung endete mit einer gemeinsam getroffenen Entscheidung darüber, wer die weiteren Aktionen koordinieren sollte.

Schlussbemerkung

Das gewonnene Feedback-Material zeigt, dass die Betroffenen und die Fachkräfte mit den oben beschriebenen Prozessen sehr zufrieden sind. Eine weitere Längsschnitterhebung (16 bis 18 Monate nach dem dargestellten Dialog) wird derzeit noch analysiert. Sie scheint in die gleiche Richtung zu gehen. Auch die Fachkräfte, die an den Dialogen teilgenommen haben, liefern positive Rückmeldungen.

Aber selbst wenn die Reaktion auf diese Aktivitäten positiv ausfällt, ist deren dauerhafte Wirkung noch keinesfalls gesichert. Die Aktivitäten sind projektabhängig. Es bleibt abzuwarten, ob das fragmentierte Fachsystem in der Lage ist, die notwendigen fachübergreifenden Strukturen einzuführen.

Wichtig war, die folgenden Elemente in den teilnehmenden Gemeinden miteinander zu verbinden und in Wechselbeziehung zueinander zu bringen:

- (1) Praktiken zum Austausch von Erfahrungen und zur Entwicklung von Aktivitäten;
- (2) Ausbildung in größerer und variantenreicherer Flexibilität;
- (3) Forschungspraktiken, die verstärkt das Feedback der Betroffenen berücksichtigen;
- (4) fachübergreifende Managementstrukturen.

Die Umsetzung von Praktiken bedeutet *Politik*. Will man Praktiken einführen, muss man verhandeln, wählen, Prioritäten setzen, Entscheidungen fällen, Varianten überlegen. Ein solcher Anpassungsprozess an örtliche Bedingungen bedeutet nicht bloß, eine Aktivität »eins zu eins« umzusetzen. *Gute Praktiken sind keine Waren, die von einem Ort zum anderen verbracht werden können.* Um nachhaltig zu sein, bedarf ein gutes Verfahren nicht nur der guten Arbeit in der jeweils vorliegenden kundenbezogenen Arbeitssituation, sondern auch eines guten Managements, tragfähiger Beziehungen der Dienste und ihrer Adressaten, guter lokaler Netzwerke in der Zivilgesellschaft etc. Der Weg, den Neuerungen bis zu ihrer Einführung durchlaufen, führt durch eine Landschaft voller Interessenkonflikte und zahlreicher Akteure.

Eigentlich beschreibt das Wort »Implementierung« nur sehr unzureichend den politischen Prozess, den eine Aktivität durchlaufen muss, ehe sie allgemeine Akzeptanz gewinnt. Das heißt, wenn die oben genannten Verfahren in andere Kontexte – etwa in andere europäische Länder – »übertragen« werden sollen, kann dies nicht einfach durch Export und Import geschehen. Ein solcher Vorgang verlangt zweifellos nach *netzwerk-bezogenen Lernprozessen* und angemessener administrativer Unterstützung.

Anmerkungen

- 1 Bei dem vorliegenden Beitrag handelt es sich um die revidierte Fassung des Vortrags »Early intervention anticipation dialogues in the grey zone of worry«, den der Autor auf einer Konferenz in Helsinki 2004 gehalten hat. Er ist Mitglied eines Sozialforschungsteams von STAKES, des nationalen Forschungs- und Entwicklungszentrums für Gesundheit und Soziales in Helsinki, Finnland. Sein Team entwickelt gemeinsam mit Gemeinden und deren Dienstleistungserbringern Verfahren zur Frühintervention.
- 2 Am Deutschen Jugendinstitut wird derzeit – vom Informationszentrum Kindesmisshandlung/Kindesvernachlässigung (IKK) und der Arbeitsstelle »Kinder- und Jugendkriminalitätsprävention« – ein Reader über *Ansätze früher Prävention in ausgewählten Ländern* erarbeitet, der Ende 2005 erscheinen soll. In diesem Zusammenhang spielt die in dem vorliegenden Beitrag diskutierte Verbesserung der Kooperation von unterschiedlichen Akteuren eine wichtige Rolle.

Literatur

- Arnkil, Tom Erik / Eriksson, Esa:** Verkostokonsultin käsikirja (Network dialogue: Facilitator's handbook). Helsinki: Stakes 2005 (im Druck)
- Bachin, Mikhail:** Speech genres and other late essays. Austin 1986
- Beck, Ulrich:** Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt am Main 1986
- Cruikshank, Barbara:** The will to empower. Democratic citizens and other subjects. Cornell University Press 1999
- Eriksson, Esa / Arnkil, Tom Erik:** Varhaiset dialogit. Huolet puheeksi. (Early dialogues. Taking up worries). Helsinki: Stakes 2005 (im Druck)
- Foucault, Michel:** Power/knowledge. Selected interviews and other writings 1972–1977. (Hrsg. von Colin Gordon). Sussex 1980
- Galperin, Pjotr Ya:** The development of mental acts. In: M. Cole / J. Maltzman (Hrsg.): A handbook of contemporary Soviet psychology. New York 1969, S. 249–273
- Imber-Black, Evan:** Families and larger systems. A family therapists guide through the labyrinth. New York 1988
- Latour, Bruno:** We have never been modern. Harlow 1993
- Luhmann, Niklas:** Ecological communication. Padstow 1986
- Marsh, Peter / Crow, Gill:** Family group conferences in child welfare. London 1998
- Schwartzman, Helen / Kneifel, Anita:** How the child care system replicates family patterns. In: J. Schwartzman (Hrsg.): Families and other systems. New York 1985, S. 87–107
- Seikkula, Jaakko / Arnkil, Tom Erik / Eriksson, Esa:** Post-modern society and social networks: open and anticipation dialogues in network meetings. Family Process 42, 2003, 2, S. 185–203
- Shotter, John:** Conversational realities: constructing life through language. London 1993
- Vygotsky, Lev S.:** Thought and language. Cambridge, Mass. 1972